Afrika? Es gibt viele gute Gründe lieber nach Asien zu reisen.

Wenn ich an Afrika denke, fällt mir zuerst der Geruch von Holzkohlefeuer und Tier-Dung ein. Dann sehe ich die Unendlichkeit der Savanne, die urzeitliche Stille grasender Gnu-Herden, ich denke an die Nächte, in denen wir übermüdet aber glücklich an einem Wasserloch Elefanten zusahen und ich denke an die Löwen, die Mittags im Schatten rasten, unbeirrt von den Touristenjeeps. Ich höre das helle „pling pling“ des Samburu-Schmucks im Wind. Ich möchte die Spaziergänge an dem warmen Indischen Ozean nicht missen, an einem völlig menschenleeren Strand. Letztendlich können wir es irgendwann nicht mehr hinauszögern und müssen zurück. Ja, wir müssen einfach wieder zurück, weil wir uns in dieses Land verliebt haben.

Im Norden Kenias, im Laikipia County, lebt das Volk der Samburu. Ähnlich wie die Massai konnten sich die Samburu weitgehend die eigene Identität, Sprache und ihre traditionelle Lebensweise als Hirten bewahren. Das Nomadenleben mit ihren Tieren ist heute sehr eingeschränkt. Wo einstmals Herden über die dürre Grasnarbe wanderten, haben ausländische Investoren Land erworben und etablieren mit staatlicher Unterstützung eingezäunte Tierreservate. Dieses Land ist nun für die wandernden Hirtenvölker und ihr Vieh verloren. Kommt eine Dürre hinzu, was in den letzten Jahren nicht selten war, so verhungert erst das Vieh und dann die Menschen. Um der großen Not zu entgehen, machen sich die jungen L-Murran der Massai und der Samburu auf den Weg in den Süden. Dort tanzen sie zum Vergnügen der Touristen, die oftmals nicht einmal wissen, dass es sich hier nicht um Folklore handelt, sondern um immer noch gelebte Kultur. In vielen langen Gesprächen am Strand erzählten mir die jungen Samburu- und Massai-Männer von ihrem Alltag zu Hause. Im Dezember 2013 bis zum Januar 2014 machten wir es endlich wahr und besuchten Mungai und seine Familie.

Bereits einen Tag, nachdem ich uns angekündigt hatte, meldete sich Mungai aus Nairobi. Er wollte dort auf uns warten und uns zu seiner Familie begleiten. So schnell ging es dann aber nicht. Es dauerte bis wir eine geeignete Möglichkeit des Reisens gefunden hatten und Mungai rief wieder an: „Ich bin so allein. Ich kann nicht schlafen. Hier ist niemand. Ich möchte nicht auf die Straße, da sind zu viele Autos und ich verstehe die Leute nicht." Mungai spricht etwas Englisch, gut Suaheli und seine Muttersprache Maa, die Sprache der Massai und Samburu. In Nairobi werden neben Englisch Kikuju und die Sprachen anderer Stämme genutzt. Schließlich ist es so weit. Wir begeben uns auf die *Straße der Samburu* und folgen ihrem Weg zurück in die Savanne: Nachtbus von Ukunda nach Nairobi 11 Stunden, Nairobi - Naivasha - Nakuru – in Nyahururu über den Äquator - Rumuruti – Sukuta – endlose Ebene.

Mrs. Mary ist sehr groß und sehr schwarz. Sie steht hinter der Hotel-Rezeption und wirft einen strengen fragenden Blick auf uns: „You go on Safari? Not really. We travel to the Samburu-Land. This is not possible. That's way too far!" sagt sie und lacht amüsiert. "How will you get there? By night bus from Ukunda to Nairobi." sage ich und zeige auf die Uhr. Wir müssen uns beeilen. „Good luck, and greet the Massai." ruft uns Mary lachend ungläubig hinterher. Wir besteigen das Matatu nach Ukunda. Der blaue Mantel der Nacht legt sich schnell auf das warme staubige Land. Vor dem Verkaufsbüro steht der Bus von Simba-Travel bereit. In dem schreibtischbreiten Raum, der gerade so tief ist, dass hinter den Tisch ein Stuhl passt, türmen sich in einer Ecke die Gepäckstücke.

Die Bus-Tür ist geöffnet, nach und nach kommen Fahrgäste und nehmen ihre bestellten Plätze ein. Wir sitzen direkt hinter dem Fahrer. Zwischen ihm und uns befindet sich eine dunkelblaue undurchsichtige Plastikwand. Wir haben die größte Beinfreiheit. Unser Pack-Sack liegt bereits im Bauch des Busses, der Rucksack zu unseren Füßen. Ukunda ist in tiefschwarze Dunkelheit gefallen. Wir sind kurz unter dem Äquator, Tag und Nacht teilen sich die Stunden gerecht. Es riecht nach Staub, fauligem Obst, Marktresten, Abgasen und Schweiß. Auf einem Maschendraht grillt ein Kamel-Kopf. Ich denke an die lange Nacht und frage in dem einräumigen Restaurant, ob ich die Toilette benutzen darf. Die Gäste mustern mich neugierig, nur Männer. Die Wände sind mit neongrüner Ölfarbe gestrichen, die Menüs wurden auf die Wand gemalt. Gottseidank eine Hock-Toilette. Durch die Ritzen der Tür kann ich die Gäste beobachten. Es ist schwer im Hocken zu pinkeln und gleichzeitig die schmutzige Tür festzuhalten.

Ein Mann steigt in den dunklen Bus und macht die Musikanlage an, knapp eine halbe Stunde über der Zeit, dann geht es los. Die Straße von Ukunda zur Fähre nach Likoni ist eine gute Straße. Hier preschen tagsüber die Touristenbusse Flughafen – Diani Beach in einer Stunde – so Gott will. Likoni, das Nadelöhr nach Mombasa, habe ich zu dieser Zeit noch nie gesehen. Spärlich von warmem Glühlampenschein beleuchtete, einräumige Dukas [1] reihen sich windschief aneinander. Farbenfrohe Bilder zieren die Mauern. Der Tischler malt ein Bettgestell an die Wand, der Mechaniker ein Auto, der Metzger malt Hühner, Schweine und

[1] Suaheli – kioskgroße Geschäfte

Ziegen, das Gemischtwarengeschäft wirbt für Omo Dirt is good. Analphabeten kommen ganz gut zurecht. Üppige Afrikanerinnen, in bunte Kangas [2] gehüllt, balancieren auf ihren Köpfen schwere Lasten in Richtung Fähre. Mombasa liegt auf einer Insel. Um in die Stadt zu gelangen, muss man einen Meeresarm überqueren. Der Bus kreuzt durch die Außenbezirke Mombasas. An den Geschäften werden die Rollläden heruntergezogen, die Gitter mit Vorhängeschlössern gesichert. Erste Wachmänner nehmen müde vor verschlossenen Türen auf wackeligen Stühlen Platz.

Unser Bus hat einen Beifahrer. Dieser Beifahrer lümmelt während der Nacht auf einem Kissennest neben dem Fahrer und ärgert uns. Zuerst verlangt er, dass auf der Fähre die Fenster geschlossen werden. Nicht nur das, wir sollen auch die Vorhänge zuziehen. Der Motor ist aus, die Klimaanlage ebenfalls und trotz Dunkelheit schleicht die schwüle tropische Hitze unerträglich zwischen den Kunststoffsitzen herum. Die Fahrgäste folgen artig. Gleichmütig ziehen sie sich auf ihren Platz zurück und lassen geschehen, was man doch nicht ändern kann. In uns keimen europäischer Widerspruchsgeist und Auflehnung. Zunächst nehmen wir den nun folgenden ohrenbetäubenden Lärm einfach so hin. Der Beifahrer bestückt die Musikanlage mit Getrommel und Geschrei und dreht voll auf, damit der Fahrer nicht einschläft. Hinter Taita halten wir das erste Mal im Busch. „Die Frauen links, die Männer rechts!“ kommandiert der Beifahrer. Wir folgen und stolpern in die Dunkelheit. Der Bus rollt weiter. Die Disko geht einem neuen Höhepunkt entgegen. Gegen Mitternacht brennt mir die Sicherung durch. Obwohl ich offensichtlich die einzige bin, die sich gestört fühlt, schreie ich den Beifahrerlümmel an: „We have Children here, they cannot sleep! Please, stop the Music!“. Der Lümmel richtet sich kurz auf. Seine Augen sehen leer in meine Richtung, sein Hirn denkt: „Ein Weib.“ Dann fällt sein irrer Blick zurück auf die Straße, so als hätte er ein Geräusch gehört und wüsste nicht woher es kam. Ich ziehe wie ein zu Unrecht bestraftes Kind ab und sage mir: „Du musst das genießen, meditiere, tu so, als ob es nichts Schöneres gibt. Du wolltest doch … jetzt ärgere ich mich über mich selbst, weil ich, wider besseren Wissens, eingreifen wollte. Ich kapituliere und gleich geht es mir besser. Der Motorenlärm verschmilzt mit der Musik. Wir rasen auf Schallwellen durch die Nacht, auf einem Lichtstrahl aus Asphalt, auf einer Passage der Menschenwelt durch die Tierwelt. Scheinwerfer anderer Fahrzeuge streifen kurz die Opfer vergangener Nachtfahrten am Straßenrand: umgekippte ausgebrannte Karossen. Später hält der Bus an einem großen sauberen Rastplatz mit einem sauberen Restaurant und großen sauberen Toiletten und bis auf den Lärm war es doch eigentlich eine komfortable Fahrt, denke ich.

Als wir in Nairobi eintreffen, dämmert rosa ein neuer Tag. An die Hauptstadt grenzt der gleichnamige Nairobi-Nationalpark, in dem 80 Säugetierarten gezählt wurden. Wie ein Krebsgeschwür breitet sich die menschliche Siedlung in der ehrwürdigen Ebene aus und ihre Zellen teilen sich immer schneller. Wir fahren an unwirklichen spiegelverglasten Fassaden vorbei in das Zentrum. Im Büro von Simba-Tours erwerben wir das Ticket für die Rückfahrt und den Platz hinter dem Fahrer und überhaupt eine Rückkehr von irgendwo her. So ein Stückchen rosa Papier gibt Gewissheit.

[2] Traditionelles buntes afrikanischen Baumwolltuch

Man weiß genau, an dem und dem Tag werde ich in diesen Bus steigen und zurückkehren, woher auch immer. Vor dem Bus drängen sich Lasten-Träger mit Karren, meist alte Somali mit rot gefärbten Bärten. Ich telefoniere mit Mungai. Er sagt, dass er unterwegs ist. Dann sehen wir Da-udi. Da-udi wird unser Fahrer sein, er holt uns mit einem Kleinbus ab, den wir für einige Tage übereilt und viel zu teuer gemietet haben. Ich rufe noch einmal an. Warum ist Mungai jetzt nicht da? Plötzlich sehe ich ihn an der gegenüberliegenden Ecke stehen und mit mir telefonieren. Er wird von einem Samburu-Freund begleitet, bei dem er in Nairobi schlafen konnte. Nun stellen wir uns wortreich einander vor. Es ist wichtig, dass die Freunde untereinander wissen, wer mit wem wo und warum unterwegs ist. Diese Höflichkeitsbezeugungen sind uns fremd. Ein kurzes „Hallo“ erscheint den Samburu geradezu barsch und unfreundlich. In ihrem ausführlichen Gruß liegt das ehrliche Interesse an dem Gegrüßten: „Wie geht es dir? Wie geht es deiner Familie? Wie geht es den anderen, weiter entfernten? Wie geht es deinen Tieren?“ Ich habe dergleichen Begrüßungen schon öfters gehört, teilweise zogen sie sich über fünf Minuten hin, je nachdem wie lange man sich nicht mehr gesehen hatte.

Su pa la morani,
Su pa,
Serian ea ta ta?
Ehh,
Era su pa ti?
Ehh,
Kera su pa ti?
Ehh,
Era su pa ti ntai?
Me toke namena.

Wir beschließen in ein kleines Restaurant zu gehen und zu frühstücken. Da-udi und Mungai sprechen Suaheli miteinander. Nairobi liegt auf 1624 m, der Morgen ist kühl. Da-udi bleibt es selbst überlassen, welchen Weg er nach Sukuta wählt. Vermutlich redet er gerade mit Mungai darüber. Mungai lebt mit seiner Familie in der Dornbuschsavanne. Wir konnten, als wir das Fahrzeug buchten, nur den nächsten größeren Ort benennen, den mir die anderen Samburu auf einen Zettel gemalt hatten und das ist Kisima. Mungais Wohnort hat keinen Namen.

Unsere Safari, wie *Reise* auf Suaheli heißt, in das Samburu-Land, führt uns aus Nairobi heraus in Richtung Nakuru. Da-udi ist ein guter Guide. Er transportiert uns nicht nur, er wählt eine wirklich sehr schöne Route. Von Syrien bis Mozambique zieht sich der Afrikanische Grabenbruch 6000 km durch den afrikanischen Kontinent. Der Östliche Rift verliert sich in den kenianischen Hochländern. In Kenia ist das Tal am tiefsten im Norden von Nairobi. Da es hier keinen Abfluss für das Wasser gibt, sind die gebildeten Seen nur flach und haben einen hohen Mineralgehalt. Am Rifft Valley View Point, 2140 m über dem Meeresspiegel, hält Da-udi unseren Bus zum ersten Mal an. Nun liegt sie vor uns, die immer noch nicht fertig gestellte *Wiege der Menschheit* wie sie seit den spektakulären Schädel-Funden durch die Lakies genannt wird. Wir haben den Eindruck, an einem gigantischen Kraterrand zu stehen. Tatsächlich befinden wir uns am Rand einer sehr aktiven Erdscholle.

Vor Naivasha, direkt an der Schnellstraße, zieht eine Herde Netzgiraffen in einer phantastischen natürlichen Parklandschaft unter großen Schirmakazien dahin. Die langen blauen Zungen zupfen vorsichtig die Blätter zwischen den riesigen Dornen. Da-udi parkt am Straßenrand und ich gehe mit Mungai zu Fuß auf die Giraffen zu. Wir bleiben immer wieder hinter Büschen stehen, wo aufgeschreckte Hasen im Zick-Zack davon hoppeln.

In Naivasha ist der mehrspännige Esel-Karren ein billiges Transportmittel. Sie ziehen schwere Ladungen Trinkwasser über die staubige Piste. Die Landschaft entlang der Schnellstraße wechselt. Lange begleitet uns auf der rechten Seite der Schienenstrang von Kenya Railways, bis er nach links in Richtung Uganda abbiegt. In Nyahururu legen wir mittags einen Stopp ein. Mungai bestellt sich Fleisch, Spinat und Ugali, den gestampften Maisbrei. Da-udi ist im Umgang mit Europäern gewöhnt. Seine Frau arbeitet in England als Hausmädchen. Mungai dagegen verhält sich so, wie er selbst glaubt, dass sich ein Mann verhalten muss, der eine gewisse *Bedeutung* hat. Diese *Bedeutung* zieht er daraus, dass er schließlich mit wohlhabenden Europäern unterwegs ist, wie er denkt. Nicht in einem Matatu, wie seine Samburu-Brüder, er reist mit eigenem Fahrer in einem eigens gemieteten Bus. Mungais Umgangsformen entsprechen nicht dem, was wir in bestimmten Situationen gewöhnt sind und erwarten. Er fordert zum Beispiel von der Kellnerin Milch, er fragt nicht danach und er bittet nicht. Er verstellt sich nicht einmal uns zu Liebe, weil er es nicht besser weiß. Er weiß nicht, wie man anderen Menschen zu Liebe heuchelt, um eigene Ziele besser durchsetzen zu können – so wie wir es in unserer Welt tun und was wir mit dem Wort *Umgangsformen* umschreiben. Mungai ist ganz er selbst, er kennt die Rituale unserer Welt nicht und wir kennen die seinigen nicht.

Laikipia County, das sogenannte Samburu-Land, ist einer der 47 Bezirke Kenias, er liegt am Äquator in der ehemaligen Provinz Rift Valley. Der Bezirk hat zwei Hauptort: Nanyuki im Südosten und Nyahururu im Südwesten. Rumuruti ist die Hauptstadt, die so gar nichts Hauptstädtisches an sich hat. Rumuruti sieht aus wie unsere Dörfer in den Sechzigerjahren. Die Samburu, die in Hütten aus Erde und Pflanzenresten leben, sehen das sicher anders. Hinter Rumuruti steigt die Spannung. Wir waren eine Nacht und einen ganzen Tag unterwegs und sind, welch ein Luxus, einfach nur so durch eine der einzigartigsten Landschaften dieser Welt hindurch gefahren, nur um irgendwo hin zu kommen. Als wir Rumuruti erreichen sagt Mungai stolz: „This is real Samburu-Land.“.

Da-udi trifft an der Straße einen Bekannten. Mungai scheint jeden zu kennen. Am Ortsrand von Rumuruti bauen Chinesen eine Fleischfabrik, die *Rumuruti-Meat-Factory*. Und hinter Rumuruti bauen Chinesische Ingenieure eine Straße durch die Savanne. Die geschäftstüchtigen Asiaten leben in kleinen Hütten aus Wellblech, die wie mongolische Jurten aussehen und innen sicher verdammt heiß sind. Nachdem wir ihre Baustelle passiert haben, ist die Straße zu Ende. Hier beginnt die Schotter-Matsch-Piste nach Maralal und natürlich fängt es auch noch zu regnen an. Da-udi weist uns auf eine Mauer aus Wackersteinen hin, die ununterbrochen seit vielen Kilometern die Piste zur Savanne hin abgrenzt. Die Kenianische Regierung gewährte hier Ausländern die Erlaubnis ein s.g. Tierreservat einrichten zu können – mit hohen Subventionen. Freilebende Tiere werden nun durch Zäune vor dem Weglaufen geschützt, um von zahlenden Touristen gesehen werden zu können. Samburu und Massai dürfen natürlich dieses Privatgelände nicht mehr betreten – sie sind nur noch als Dekoration in hochpreisigen Hotels willkommen, wo sie verunsicherte Gäste mit ihren kriegerischen Lauten zum Dinner willkommen heißen.

Es ist bereits später Nachmittag, als wir in Sukuta eintreffen. Sukuta ist eine kleine Siedlung entlang der Piste Rumuruti – Kisima – Maralal und Maralal wurde durch das Buch Corinne Hofmanns „Die weiße Massai“ sehr berühmt. Ich frage Mungai: „Kennst du Lketinga? Of course.“ antwortet er. Alle kennen ihn, er hat sein Glück gemacht und seine Geschichte wurde sogar verfilmt. Auch dieses sogenannte *Happy End* trug dazu bei, dass sich die jungen Samburu-Krieger auf den Weg an die Küste machen, im Gepäck nur ein Tuch und die Hoffnung.

In Sukuta reihen sich wellblechgedeckte Dukas, winzige garagenähnliche Bretter-Verschläge, etwas unterhalb an einem matschigen Damm, der die Hauptstraße darstellt. Große alte Trauerweiden beschatten tagsüber den schlammigen löchrigen Boulevard. Wir halten vorerst an einer Bar. Da-udi braucht einen Schlafplatz. Die Bar, das ist ein schummerig beleuchteter Raum, den ein nachtblauer Ölsockel verziert, der bis an die bedenklich niedrig herabhängende Pappdecke reicht. Ein stabiles engmaschiges Gitter, mit der schmalen Durchreiche einer italienischen Bank, schützt den Barkeeper, die alkoholischen Getränke und natürlich die Kasse vor den aus einem psychodelischen Wildwestfilm entsprungen zu seienden Gästen.

Sukuta

Die merkwürdigen schwarzen langen dürren Gestalten in Gummistiefeln, das lange Haar mit bunten Perlen durchflochten, um die Schultern verschiedene Shukas[3] geknotet unter denen sich zerfetzte T-Shirt-Ärmel zeigen, sitzen auf grob geschnitzten Hockern, klammerten ihre Eichhörnchen-Finger in den Draht, pressen die schwitzenden Gesichter an das Gitter und schauten interessiert, aber völlig verständnislos, dem Barmann bei der Arbeit zu, so wie wir im Zoo seltene Tiere betrachten. Während Mungai mit dem gut gesicherten Hüter der Bierflaschen über Da-udi's Schlafplatz palavert, betritt ein stattlicher Mann mit der exakt gleichen Schüttel-Frisur Mireille Mathieus den Raum. Über seine Samburu-Shuka trägt er einen langen speckigen Wettermantel, in der Hand den Knüppel der Massai-Hirten - die Rungu[4] und an den Füßen die typischen Sandalen aus alten Autoreifen. Er lacht über das ganze Gesicht. Als er sich an unseren Tisch niederlassen möchte geht Mungai unwirsch dazwischen. „This man is crazy!" sagte er und zeigte auf seinen Kopf. Wir finden, das ist doch mal eine Abwechslung und der Mann scheint freundlich, originell und völlig harmlos zu sein, so dass wir ihn sich setzten lassen. Ja, er scheint ein bisschen verrückt, vielleicht wurde er so geboren, vielleicht war ihm etwas passiert. Gutmütig fragt er woher wir kommen, er freut sich, dass wir mit ihm sprechen, er ist neugierig und er hat keine Hemmungen, seiner Neugierde freien Lauf zu lassen, während sich die anderen Leute verstohlen nach uns umsehen. Mungai wirft uns später vor, dass uns dieser Mann hätte töten können und dann hätten wir schon gesehen. Uns machte dieser kleine Vorfall deutlich, dass es scheinbar für kleine Abnormitäten keinen Spielraum gibt.

Überlebt nur der, der sich an die für uns noch unsichtbaren Regeln halten kann?

[3] Traditionelle Decken der Samburu und Massai
[4] mehr eine Waffe, oft am oberen Ende mit einer Schraube versehen

Wir unterhielten uns bereits am Strand mit den Samburu darübe „Was passiert, wenn ein Samburu-Kind mit einer offensichtlichen Behinderung geboren wird?“ und man gab uns zur Antwort: „Dieses Kind wird weggebracht.“ Ob das dann tatsächlich so ist …

Dann kommt Samy, einer von Mungais tatsächlichen Brüdern. Der Begriff Bruder und Schwester wird unter den Samburu anders definiert als bei uns. Einmal gibt es leibliche Geschwister der gleichen Mutter und die Geschwister, die aus der Ehe des Vaters mit der Zweitfrau oder einer weiteren Nebenfrauen hervorgehen. Die Brüder der gleichen Altersklasse haben für die Samburu eine noch größere Bedeutung, als ihre leiblichen Geschwister. Mit ihnen sind sie ein Leben lang untrennbar verbunden, denn sie teilen sich ab dem Tag der Beschneidung bis zu ihrer Verheiratung und das können über 20 Jahre sein, den Alltag, ja das Leben. Sie unterstützen sich im Guten wie im Bösen, sie tanzen miteinander, sie schlafen gemeinsam in eigenen Schlafstellen im Freien, sie essen gemeinsam. Sie werden durch verschiedene Rituale miteinander verbunden. Kein L-Murran darf, nachdem er zum Krieger geweiht wurde, mit seiner Familie essen oder gar mit einer Frau. Erst die Ehe und die Gründung einer eigenen Familie mit ca. 30 Jahren, lockert dieses Band. Wie konnten wir das vorher wissen. Als uns Mungai bei unseren ersten Begegnungen immer neue Schwestern und Brüder vorstellte, dachte wir er wäre ein Lügner, bis wir herausfanden, dass er diese Leute nur kennt. Samy, der leibliche Bruder, fährt unserem kleinen Bus nun mit seinem Motorrad voraus. Erstaunlicherweise versperrt uns ein großes schlammiges Furth den Weg in die Dornbusch-Savanne, die ja für absolute Dürre und Trockenheit bekannt ist. Da-udi umfährt sie geschickt und dann prescht er das Fahrzeug im entschwindenden Licht noch einmal eine Viertelstunde durch den Busch. Plötzlich stehen wir.

Was dann wirklich geschah, weiß ich nur noch vage. Uns umringten Männer, Frauen und Kinder. Alle sprechen gleichzeitig auf uns ein, jeder fragt etwas. Sie lachen, starren uns an. Eine besonders große Frau sagt sofort zu mir in ausgezeichnetem Englisch: „Hey, warum gibst du mir nicht deinen Schal?“ In dem Moment kommt zu der Erschöpfung der langen Reise eine große Enttäuschung über mich. Jemand schleppt unsere Tasche in eine Hütte, andere entladen die Kartoffeln, den Kohl, das Öl und die anderen Lebensmittel. Alles verschwindet irgendwohin.

Mungai stellt uns seinen Bruder Menwai vor. „Siehst du, Menwai ist krank, ich war mit ihm im Hospital, deswegen konnte ich dich nicht anrufen.“ sagt Mungai. Menwais Gesichtszüge sind eingefallen, sein Atem rasselt. Seine fieberglänzenden Augen versuchen zu lächeln. Als mich Menwai umarmt denke ich daran, dass Typhus ansteckend ist. Ich versuche mich zu erinnern, woran man Typhus erkennt. Mungai lässt die Kinder sich im Halbkreis auf den Boden setzen und ich gehe mit meiner 100-Stück-Lolly-Tüte herum und wieder zurück bis mich Mungai bremst, dass es genug ist, wir werden den Zucker noch brauchen.

Aus der Hütte quillt dichter Rauch. Mungai schiebt uns hinein, ich bekomme keine Luft, ich sehe nichts, der Qualm des kleinen Feuers ist dicht wie Nebel. Ich kann gerade aufrecht stehen und ich bin klein. Eine der zwei Schlafbuchten soll unsere sein. Ich leuchte mit meiner Stirnlampe in die dunkle Höhle. Wir sind wirklich willkommen. Die Familie legte uns ein Bett aus trockenen Zweigen aus, darüber liegen frische duftende Kräuter und auf diesen befinden sich eine trockene Kuhhaut und der Rest einer alten Schaumstoffmatte. Sie haben alles gegeben, um es uns so angenehm wie möglich zu machen. Die Hütte gehört Menwai und seiner Frau. Als wir aus dem Rauch hinaustreten sage ich zu ihm: Du darfst nicht in diesem Rauch schlafen. Du brauchst frische Luft. Der Rauch bringt dich um. Menwai nickt. Aber wo soll er hin.

Nun ist es fast dunkel und ich kann die Gesichter nicht mehr auseinanderhalten. Da-udi muss zurückgebracht werden. Er möchte in Sukuta schlafen. Ich glaube, er fragt sich ernsthaft, was wir hier machen. Den Bus lässt er sicherheitshalber neben unserer Hütte zurück. Niemand würde es wagen, das Eigentum eines Samburu-Kriegers anzutasten so lange er sich in der Nähe aufhält. Als Da-udi weg ist, geht mit ihm einer von dannen, jemand der auch in einem Haus wohnt, der Lesen und Schreiben kann. Jetzt sind wir völlig alleine und in dem Moment denke ich kurz daran, ob uns irgendjemand hier finden würde oder überhaupt nach uns suchen könnte, auf einem Hoch-Plateau im Norden Kenias im Dreieck Somalia, Sudan und Äthiopien. Der Mond steht rund und voll am Himmel. Es ist feucht und kalt in Afrika. Jemand bringt uns sogar eine Schüssel mit einer Handbreit Wasser. Wir können uns kurz erfrischen und reinigen. Auf dem Holzfeuer prasselt der Kessel. Eine ältere Frau schenkt uns Tee in chinesische Emaille-Tassen ein. Der Tee ist süß und mit viel Ziegenmilch versetzt, er schmeckt wirklich gut – das war das Abendessen. Mungais Altersklassen-Brüder kommen. „Siehst du“, sagt er stolz „sie besuchen mich alle!“

Dann beginnen sie zu singen. Das ist schön. Der Gesang der Samburu ist stark. Sie singen von ihren Ziegen, von der Schönheit ihrer Heimat und sie singen von der Löwenjagd. Die Frauen beäugen uns im Feuerschein. Sie haben sanfte freundliche Gesichter. Als alle gegangen sind, ziehen wir uns auf die 1 ½ m² zurück und kriechen in unseren Seidenschlafsack.

Vor unserer Schlafstelle sind drei kleine Ziegen angebunden, sie knabbern zufrieden die ganze Nacht über an den Zweigen, auf den wir liegen.

Neben Peter ist ein Loch in der Hüttenwand. Dieses Loch wurde mit einem roten Lappen verstopft. Von hier kann Menwai nachts einen Blick auf die Ziegen werfen. Als Peter den Lappen entfernt, um zu schauen was dahinter ist, meckern die Ziegenmütter. Die drei Kleinen antworten gleich und rufen: „mäh, mäh, mäh …“. Peter sagt: „Mach dich nicht so breit, ich hab überhaupt keinen Platz.“ Ich ziehe mir den Schlafsack über den Kopf und atme durch das dünne Seidengewebe. Im Schein unserer Taschenlampe sahen wir die Ascheflocken durch die Hütte wirbeln. Nun ist es dunkel. In der anderen Schlafbox liegt Mungai mit seinem kleinen Ziegenhirten Lolo-lasi. Ich bin glücklich. Während mich meine Arbeitskollegen wieder einmal in einem luxuriösen Hotel am Indischen Ozean wähnen, ziehe ich es vor, in einer völlig verräucherten Hütte aus Zweigen und Kuhdung auf einem Kuh-Fell zu liegen.

Morgens, als erstes, höre ich, dass Stella, Menwais Frau, mit ihrem Baby spielt. Sie hatte es an die Brust gelegt und spricht nun freundlich und ernsthaft mit dem kleinen Menschen. Dann fängt das Baby an zu lachen. Noch nie habe ich so ein lustiges Baby gesehen, das Mündchen mit einer Brust verstopft, lächelt es selig und lacht ab und zu, laut glucksend, ja es kichert und schüttet sich aus vor Lachen, während es genüsslich vor sich hin schmatzt.

Danach kümmerte sich Stella um die etwa 8jährige Chinayo und sagt mit ihr das englische Alphabet auf. Wir krabbeln aus der Hütte. Die Mädchen bringen mir meinen kleinen Kosmetikspiegel. Ich möchte mich wenigsten kämmen. Dann gibt es wieder eine Handbreit Wasser. Wir putzen uns die Zähne. Mungais Mutter steht im taunassen Gras und beobachtete unser Treiben ratlos. Was wir so alles erledigen müssen, bevor ein neuer Tag beginnen kann.

Stella mit ihren Kindern vor „unserer Hütte“, links davon das Nacht-Gehege für die Ziegen; rechts Mungai in seiner hellblauen Shuka.

Menwai sitzt auf einem Stein zwischen den Ziegen. Er ist schwerkrank. Immer wieder hustet er stark und spuckt seinen Auswurf in‘s Grüne. Lolo-lasi steht barfuß im kalten nassen Gras. Auf seiner Hüfte trägt er ein Baby, dem er liebevoll die Fliegen aus den Augen scheucht.

Seine zerlumpte Hose ist mit einem starken Strick am dürren Körper festgebunden und die Shuka war einmal mein knallrotes Badetuch, auf dem ich mich vor zwei Jahren am Strand gesonnt hatte und das nun als rosa-grauer Fetzen den kleinen Körper wärmt. Die Mädchen spielen mit Augenbinden, Klebeband und Socken, mit Sachen, die wir im Flugzeug erhalten haben und mitbrachten. Sie sind hier so ohne jeden Sinn.

Today, we visit my Family!”

Familie. Mungais Mutter ist die zweite Frau seines Vaters, der in einem Kampf getötet wurde. Gemeinsam haben sie 5 Kinder.

Mit der ersten Frau hatte er 7 Kinder. Jedes dieser inzwischen Erwachsenen gründete mittlerweile selbst eine Familie. Zwei der Brüder leben ebenfalls mit zwei Ehefrauen.

Mungai und sein ca. 15jähriger Bruder Alex sind die jüngsten unter den Geschwistern, die noch keine eigene Familie haben und die zu der Morani-Kaste gehören.

Ngoto Mungai – Mungais Mutter

Nach einer Tasse Tee mit Ziegenmilch – Frühstück – wandern wir über die felsige Ebene des Laikipia-Plateaus.

Bis zum Horizont, dort wo Sonne und Mond auf und untergehen, erstreckt sich ein Meer aus blaugrünen Dornenbüschen. Nur im Westen begrenzt ein felsiger Kraterrand die Weite nach Sukuta hin. „My home is like the sea.“ sagte Mungai, wenn er mir am Strand seine Heimat beschrieb.

Die Hochebene liegt auf 1.700 Meter. Als wir den Kraterrand erreichen, zeigt Peters Höhenmesser 2.000 Meter. Prais begleitet uns, in einer Hand schleppt er den Teekessel. Wie aufmerksam und freundlich alle sind, als hätten wir eine Tour mit einem Guide gebucht. Prais und Mungai möchten uns eine Quelle zeigen, an der sich die Krieger waschen. Prais ruft laut in die Richtung einiger Büsche, irgendwer antwortet, wir warten noch ein Weilchen, dann können wir gehen, die Männer mussten erst ihre Shukas anziehen. Normalerweise ist die Quelle für Frauen tabu. Ein kleines Rinnsal läuft in ein natürliches Felsen-Becken. Auf großen warmen Steinen trocknen die Tücher der Krieger. Peter soll sich an das Becken hocken, dann wäscht Mungai ihm mit einem Frottee-Socken, in dem sich ein Rest Seife befindet, den Rücken.

An der Quelle.

Das Laikipia Plateau.

Wenn ich nachts vor die Hütte muss, entferne ich mich nur in schnurgerader Richtung von der Türöffnung in die Savanne. Der Mond ist noch nicht aufgegangen, es ist stockdunkel, die kleine Erd-Hütte verschmilzt mit der Landschaft, ich habe Angst mich zu verlaufen. Weil es höher ist, zeigt uns tagsüber das weiße Dach unseres Autos wie ein Leuchtturm wo die Hütte steht.

Das erste Grundstück, das wir besuchen, ist ein großes, locker eingezäuntes Gelände, auf dem ein paar dürre Bäume stehen.

In einem Baum hängt ein Bienenstock aus einem hohlen Stamm. Die Hütte ist windschief und wird von einem Palisadenzaun geschützt, der einen kleinen Vorhof abgegrenzt. Mungai ruft vor diesem Hoftor, ob wir eintreten dürfen. Es folgte ein kurzer Wortwechsel und wir gehen hinein. Im Halbdunkel der Hütte sitzt eine schöne junge Frau mit ihrem Baby. Mungai spricht ein Weilchen mit ihr, dann lassen wir einige kleine Geschenke für sie und das Baby da. Peter und Mungai gehen hinaus und weil ich die Kamera dabeihabe, bleibe ich noch etwas sitzen. Es ist tatsächlich so, wir brauchen keine Sprache. Das Wichtige lässt sich mit den Augen und dem Herzen sagen.

Jetzt geht es von *Haus* zu *Haus*. Überall erwarteten uns die Brüder mit ihren Familien. Schon längst erinnere ich nicht mehr ihre Namen, es sind einfach zu viele.

Als wir in Nyahururu in einem kleinen Supermarkt einkauften dachten wir, dass eine 100-Stück Lolly-Tüte reichen müsste, nahmen trotzdem zwei. Natürlich reichten zwei Tüten nicht aus! Wo wir auftauchen, gibt es eine Runde Lolly. Die Samburu lieben Zucker. Die Hütte der Mutter ist tabu. Sie sieht windschief aus. Manche Hütten haben sogar Dach und Giebel aus Lehm und eine rechteckige Tür. Wir sind eine Attraktion, da wir am Ende des Tages nicht in irgendeinem Hotel verschwinden, sondern gemeinsam mit der Familie schlafen und ihren Tag teilen. Unterwegs treffen wir die Töchter Ngaiseriris mit Holzbündeln auf dem Rücken. Ngaiseriris Namen konnte ich mir gleich merken. Sie ist schlau, sehr lieb und sanft. Ngaiseriri ist mit Peter verheiratet, der ab und zu als Guide und Spurenleser Touristen auf Safaris begleiten kann. Ihnen scheint es besser zu gehen als Prais und seiner Familie zum Beispiel.

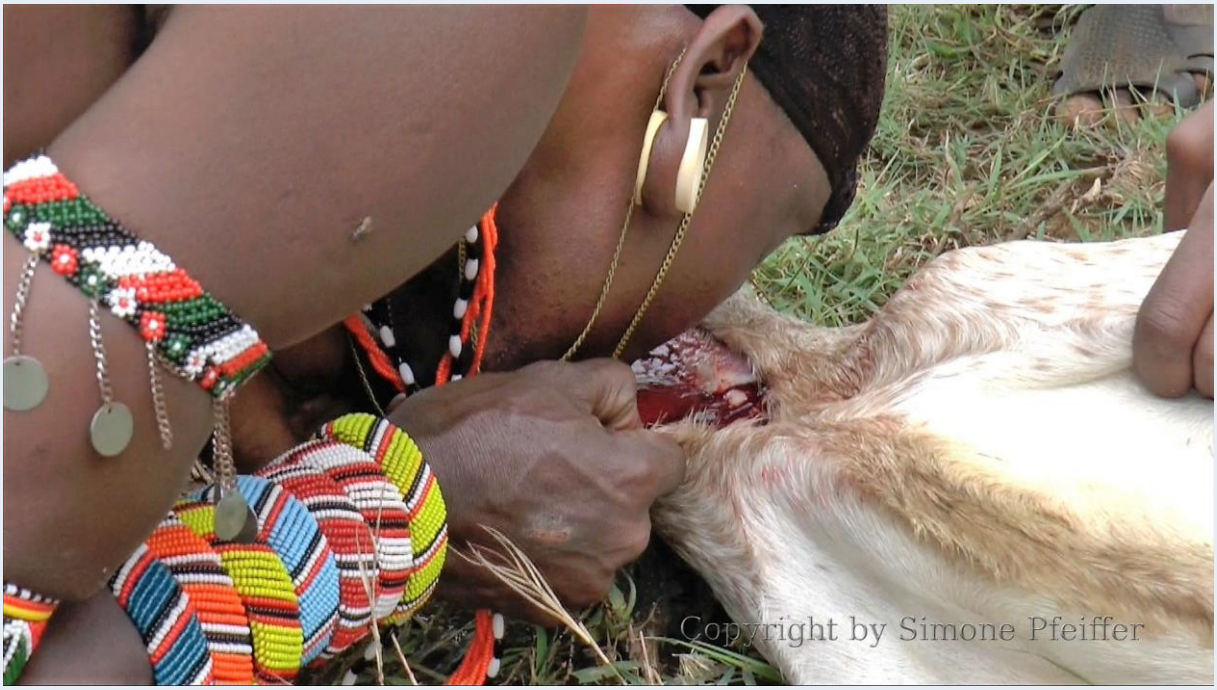
Letztendlich sind die Unterschiede gering. Ihr Haus hat gerade Wände und Ecken, außerdem besitzen sie einen Tisch, der völlig fehl am Platz zu sein scheint, denn alle sitzen am Boden. Stolz holt Ngaiseriri einen Plastik-Beutel. Dort bewahrt sie für jedes Kind einen Internationalen gelben Impfausweis auf. Es ist ihr wichtig, mir diese Ausweise zu zeigen, weil sie glaubt, damit die Existenz ihrer Kinder beweisen zu können und weil sie glaubt, dass diese nun vermutlich damit auch ein Teil der ihr völlig fremden Welt sind, von der sie nur ahnt, dass es sie gibt, von der sie aber nicht sicher weiß, weil sie sie noch nie gesehen hat. Ihre Kinder haben ein Geburtsdatum. Auf Mungais Ausweis steht 00.00.1988.

Egal wo wir Halt machen, ich habe den Eindruck, dass die Familien über keinerlei Vorräte verfügen. Abends sehe ich zufällig, dass eines der größeren Kinder in unserer Hütte eine Tasse Maismehl aus einer Kiste abgefüllt bekommt mit der es dann irgendwohin verschwindet. An einem Haus bietet man uns aus einer Kürbis-Kalebasse etwas Milch an. Von Mungai weiß ich, dass seine Mutter und die kleinen Kinder noch nie Gemüse gegessenen haben und sie kennen kein Obst. Mungai bekam seinen ersten Apfel von unserem Hotel-Buffet und fragte erstaunt, was „das“ ist.

Zu guter Letzt besuchen wir den frischen Grabhügel Mungais zweiter Mutter. Er ist mit großen Steinen beschwert, damit wilde Tiere den Leichnam nicht ausgraben können. Darüber liegt Dornengestrüpp. Prais zeigt Peter, was er tun soll. Peter verneigt sich vor dem Grab und streut etwas Tabak darüber. Dann legen wir Steppenblumen und Zweige dazu. Die Brüder bekreuzigen sich. Als mir Mungai erzählte, dass er Weihnachten in die Kirche geht, war ich wirklich erstaunt. Tatsächlich hatten alle seine Freunde, damals am Strand, christliche Namen. Joseph, Moses, Simon. Diese Namen erhielten sie in der Schule. Da Mungai nicht in der Schule war, durfte er seinen Namen behalten. Die Samburu zu missionieren, war sicher keine große Kunst, denn auch sie haben nur einen Gott *Ngai* und wenn sich Mungai etwas wünscht sagt er: „I tell it Ngai.“ Und er sagt es tatsächlich Gott.

Essen. Am Nachmittag wird uns eine große Ehre zuteil. Ngaiseriris Mann, trägt auf seinen Schultern eine Ziege herbei. Da ich als Europäerin „keine richtige Frau“ bin, nicht beschnitten und somit die Samburu-Gesetze für mich nicht gelten, darf ich gemeinsam mit den Männern essen. Ich stellte meine Kamera auf und filme.

Die Männer suchen trockenes Holz und errichten einen Feuerplatz. Dann wird das Tier sanft erstickt. Kurz bevor der Tod eintritt, ritzt Mungai vorsichtig das Fell am Hals längs auf, so dass eine Tasche entsteht. Er durchtrennt mit seinem Schwert die Schlagader, das frische Blut schießt in die Tasche. Menwai darf als erster hinknien und die Tasche leertrinken. Dann trinken Mungai und die anderen Brüder. Die Ziege wird gehäutet, ausgenommen, zerlegt und auf einem Bett aus trockenen und grünen Zweigen gegrillt. Kaum bildet sich eine kleine Kruste, reißen die Männer das Fleisch vom Feuer und beginnen zu essen. Es ist fast noch roh und ziemlich zäh. Ich bekomme jedoch ein köstliches Stück Leber.



Samy holte Da-udi aus Sukuta. Das ist sehr aufmerksam. Wir haben Da-udi schon fast vergessen, so viel passiert um uns herum. Als Da-udi sieht, wie ich mich mit einer Ziegen-Keule in der Hand zum Frauenplatz aufmache, sagt er lachend: „Ich hatte schon Angst um euch, aber ihr braucht mich wirklich nicht." Nach dem Festessen reiben sich die Männer ihre nackten Oberkörper und die bunt geschmückten Arme mit dem warmen Fett der Ziege ein. Unser Schweizer Freund Fredy sagte immer so schön: „Ich könnte schwuuul werden! Die haben eine so schööööne weiche Haut.".

Frauen und Kinder kommen zuletzt! Zuerst essen Männer und Krieger, denn sie schützen die Gemeinschaft. Ich möchte für die Frauen kochen, so, wie ich es zu Hause auch machen würde. Am Frauenplatz entfachen Ngaiseriri und Stella schon ein kleines Feuer. Plötzlich tauchen wieder ein paar Kartoffeln auf, Tomaten, etwas Kohl, Zwiebeln und einige Milliliter Öl. Das Salz ist in einem Stücken Plastik eingeknotet, es ist kaum ein Esslöffel voll. Mein Küchengerät besteht aus einem Stein und einem ziemlich stumpfen Messer, einige alte Emaille-Tassen und einige Kunststoffteller. So eine Küche hatte ich schon einmal vor ungefähr fünfundvierzig Jahren in meinem Werbener Sandkasten, als ich tolle Phantasiegerichte aus Erde und Eicheln kochte. Ich räume mir einen Platz frei, lege eine saubere Plastiktüte auf die Erde und bitte um etwas Wasser, *Ngare* auf Maa. Alle schauen mich verwundert an. Mungai sagt vorwurfsvoll: „Warum wäscht du die Kartoffeln? Du machst doch die Schale ab?" Schon wieder Wasser. Jeden Morgen machen sich die Mädchen und Frauen mit Kunststoff-Kanistern auf den Weg, teilweise laufen sie 30 km, um Wasser zu holen, je nachdem, wie lange es nicht geregnet hat. Mit schlechtem Gewissen genehmige ich mir ein kleines Pfützchen, um das Gemüse zu waschen. Nachdem ich mit Stella das Fleisch auf dem Stein zu kleinen Fetzen geschnitten habe, brate ich die Knochen in dem wenigen Öl an. Währenddessen müssen zwei der Mädchen mit einem Laubwedel die Fliegen vom Fleisch zu scheuchen.

So etwas haben sie noch nie gesehen. Während ich den Stew koche, zieht ein Sturm auf. Der Wind pfeift über das Felsplateau, wir kriechen enger um das Feuer und irgendwie denke ich an die Bilder aus meinem Geschichtsbuch der 5. Klasse „Die Urzeit“, der Mensch entdeckt das Feuer, Jäger und Sammler, keine Vorratswirtschaft usw. und ich denke daran, wie hastig die Männer das noch nicht gare Fleisch gegessen hatten. Als der Eintopf fertig ist, geht es an das Verteilen. Da sind plötzlich so viele hungrige Münder, doch es reicht nur für wenige Zentimeter Suppe in der Tasse.

Lolo-lasi sitzt auf dem kalten Boden im Wind. An seinem schmächtigen Körper hängt das Tuch mit dem Baby. Zuerst steckt er dem Baby mit seinen schmutzigen Fingern einige Bröckchen in den Mund, dann leckt er sich die Finger ab. In dem Moment schämte ich mich dafür, dass ich mit den Männern gegessen habe und dass ich überhaupt etwas gegessen habe. Die Härte der Realität belehrt uns. Mungai teilt seiner Mutter und einer anderen älteren Frau die Knochen zu, an denen nun wirklich nichts mehr dran ist. Doch glücklich nagen die Alten die letzten Reste ab. Als sie damit fertig sind, geben sie die Knochen an die Mädchen weiter. Die nagten dann auch noch ein Weilchen.

Als ich die Suppe verteile achte ich darauf, dass jedes Kind mindestens ein Stück Fleisch bekommt. Das ist für Mungai die reinste Verschwendung, er lacht ungläubig. Auch für ihn fülle ich eine Tasse ab. Völlig entgeistert lehnte er ab. „Was denkst du, ich kann doch nichts essen, was eine Frau gekocht hat, nie!“

Im normalen Alltag leben die Krieger von ihren Familien getrennt alleine in der Savanne und kochen für sich selbst; wenn es etwas zu kochen gibt. Erstaunlicherweise jagen die Samburu-Krieger nicht. Die jungen Morani schlafen in Höhlen oder unter einem speziellen Akazienbaum, dessen Zweige bis auf die Erde herunterreichen. Dadurch entsteht ein Dornenzelt um den Stamm. Sie schneiden mit ihren Schwertern einen Eingang in die Dornen und verschließen ihn wieder von innen. So sind sie völlig unsichtbar und genießen nachts den Schutz vor wilden Tieren.

Samy im Dornenhaus.

Am Abend kommt Samy. Samy ist ein besonderer Mensch. Er fällt unter den Brüdern völlig aus der Reihe. Er ist groß und fett. Wie er das angestellt hat, wissen wir nicht. Aber er hat zwei Frauen und die musste er natürlich von deren Eltern mit mindestens einer Mitgift-Kuh kaufen. Wenn man bedenkt, dass die Sippe um Menwai von vielleicht 20 Ziegen (über)lebt und dass man für 20 oder mehr Ziegen eine Kuh bekommt, dann muss Samy wirklich clever sein. Er besitzt sogar ein Motorrad, mit dem er ein kleines Taxiunternehmen betreibt. Außerdem trägt er eine Signal-Warnweste auf der in großen Lettern zu lesen ist: „Stoppt die Beschneidung“ Samy ist Beisitzer einer Frauen-Hilfsorganisation in Sukuta, die gegen die Beschneidung von Mädchen vorgeht und aufklärt. In Mungais Sippe sind bis auf Samys Töchter alle Frauen beschnitten. Merkwürdigerweise, wann immer ich eine Samburu-Frau danach fragte, so ist da nicht nur Verzweiflung über den Schmerz, es besteht großer Stolz stark gewesen zu sein, das ausgehalten zu haben, nicht geweint zu haben, also allen Anforderungen einer Samburu-Frau entsprochen zu haben. Nicht nur die Beschneidung stellt so eine Mutprobe dar. Die Jungen und Mädchen werden um das 11. Lebensjahr herum geritzt. Viele tragen an den Oberarmen, um den Leib herum, die Mädchen an den Oberschenkeln einen Gürtel aus Schmuck-Narben. Die Haut wird schuppenförmig mit einer Rasierklinge eingeritzt. Die dann entstehenden Narben sehen aus, wie die Haut eines Krokodils. Junge Krieger, die bereits einen Löwen getötet haben, erhalten um die Brust herum eine Narbe, die eine Löwenpranke symbolisiert. Heute ist die Löwenjagd verboten. Selten wird es einem Krieger gelingen, allein einen Löwen zu töten.

Am Abend nimmt mich Samy auf seinem Motorrad mit. Peter und Mungai gehen zu Fuß. Samys Wohnplatz liegt am weitesten von der Familie entfernt.

Die Sonne geht gerade unter und ich rase mit ihm durch die Savanne. Schlafwandlerisch prescht er um die Dornenbüsche. Gazellen hüpfen aufgeschreckt in alle Richtungen auseinander. Kleine Buschhühner fliegen laut schreiend auf.

Samy ist lustig und als ich in seiner Hütte Schaumstoffmatten entdecke sagte ich gleich zu ihm: „Heute schlafe ich bei dir." was wir dann natürlich nicht gemacht haben, aber alle hätten sich gefreut. Wir saßen an Samys Hütte. Seine Frau hatte sich einen Kohl-Kopf gesichert, den wir mitgebracht haben. Sie zerschneidet ihn gerade. Alles sieht sauber und ordentlich aus. Peter fragt, warum sie sich nicht einen *normalen Tisch* bauen, da sie sich beim Schneiden die ganze Zeit nach unten zur Erde bücken muss. Auf diese Idee war noch niemand gekommen, die anderen Frauen schneiden ja auch alle an der Erde … Während wir uns unterhalten sitzt Mungai in einer Ecke und sagte kein Wort. Peter fragte mich: „Ist er eingeschnappt?" Aber nein.

Respekt. Er hatte einfach kein Recht zu reden! Samy ist älter, Samy ist verheiratet mit sogar zwei Frauen, Samy hat Weisheit und Macht, sein Wort gilt in der Familie. Mungai ist Krieger, jung, fast noch ein Kind. Mungai ordnet sich unter, während „wir verheirateten Erwachsenen" miteinander sprechen. Wieder eine Regel, die sich erst erschließt, wenn man sich Zeit nimmt zu verstehen und nicht urteilt. Mit Samy konnten wir offen reden. Wir machten ihm klar, dass es für Mungai und für überhaupt niemanden gut ist, wenn die Samburu gegen ein Trinkgeld am Strand für Touristen tanzen. Sie verdienen so wenig, genau gesagt einen einzigen Euro am Abend und benötigen für ihren Lebensunterhalt wiederum Geld. Hier, in der Savanne, zu Hause, brauchen sie kaum Bargeld. Wird irgendein materielles Gut benötigt, zum Beispiel ein Tuch, Medikamente oder Schulkleidung, verkauft man eine Ziege. Viele Samburu kommen am Strand mit Alkohol und Zigaretten in Kontakt. In der Samburu-Gemeinschaft sind Alkohol und Tabak ausschließlich den Verheirateten vorbehalten. Nur alte Menschen dürfen Alkohol trinken. Mungai hält sich daran, er raucht und trinkt nicht. Das faszinierte mich. Einmal bot ich ihm aus meinem Glas einen Schluck Tonic an, angewidert fragte er: „Ist das Alkohol?"

Im Laufe des Tages bemerkte ich, dass Mungai etwas loswerden will. Dann fragte er, ob wir ihn mit nach Nairobi und an das Meer nehmen. Wir lehnten das kategorisch ab. Wir waren eigentlich froh, dass wir ihn vor zwei Jahren dazu überreden konnten, wieder nach Hause zu gehen, zu seiner Familie. Damals hatte ich ihm versprochen, dass wir eines Tages zu ihm kommen und dass er uns dann alles zeigen kann.

Gefühle. Wenn er mir am Strand seine Lieder vorgesungen hatte, weinte er am Schluss immer ein bisschen vor Heimweh „Ich singe über die Ziegen, über die Familie." sagte er. Auch unser anderer langjährige Samburu-Freund Moses weinte schnell. Als er einmal schwer an Malaria erkrankt war, weinte er und sagte: „Ich vermisse meine Mutter, ich möchte jetzt zu meiner Mutter." da war kein Trost. Ich fand das erstaunlich, er war damals etwas über 30 Jahre alt. Vor allem, wenn man weiß, welche Härten die Samburu ertragen. Wenn man weiß, dass es den Samburu in Kenia erlaubt ist, offen ihr scharfes Schwert mit sich zu tragen; sie besitzen Kriegswaffen in den Dörfern zum Schutz vor Überfällen durch die Somalier, Sudanesen und noch vor einigen Jahren selbst durch die Massai.

Sie kämpfen, wenn es sein muss. Vor zwei Jahren wurde während unserer Anwesenheit Nikson durch einen anderen Samburu getötet. Ich war geschockt und konnte mich darüber nicht beruhigen. Immer wieder brach ich an diesem Tag in Tränen aus. Gerade erst hatte ich mit Nikson verabredet, ihm sein Foto per E-Mail zu schicken. Doch am nächsten Morgen ist er nicht mehr am Leben. Ich habe sein Foto im Business-Center ausgedruckt. Als seine Familie den Leichnam abholte, konnten sie das letzte Bild ihres Sohnes mitnehmen. Die Samburu sammelten für die Rückführung der Körpers in die Heimat, sogar einige Touristen gaben etwas dazu.

In Erinnerung an Nikson.

Damals breitete Mungai sein rotes Tuch über mich. Niemand sollte „meine Schwäche“ sehen. „Don‘t cry!“ Alle waren traurig und betroffen, aber in ihren Gesichtern konnte man keine Emotionen erkennen, sie ließen keine Schwäche zu.

Bald müssen wir Abschied nehmen. Als ich Lolo-lasi, Mungais Ziegenhirte, mit unserem alten Badetuch bekleidet sah, beschlossen wir, dass wir ihm zum Abschied Kleidung kaufen. Nachdem wir uns von Mungais Familie verabschiedet hatten und nachdem Samy Da-udi herbeigeholt hatte, fuhren Menwai, Lolo-lasis Vater und Onkel Prais sowie Mungai mit uns nach Sukuta. Lolo-lasi war noch nie weiter von seiner elterlichen Erd-Hütte entfernt, als das zum Ziegenhüten notwendig war. Nun sitzt er zum ersten Mal in einem motorisierten Fahrzeug. Zwischen seinen Knien hielt er die Rungu, die Holzkeule, mit der er seine Herde gegen Raubtiere verteidigt.

In Sukuta sieht Lolo-lasi zum ersten Mal Häuser, wir würden sagen Bretterbuden. Lolo-lasi geht in der Mitte. An der einen Hand hielt ihn Peter und an der anderen Prais. So kamen wir zur einzigen Duka, einem kleinen völlig vergitterten Geschäft.

Hinter dem festen Maschendraht sitzt ein fetter Mann, der große Geschäfte wittert. Peter muss Lolo-lasis Gürtel, den Strick, mit dem seine Hose, vielmehr seine Beinkleider, am Körper festgebunden sind, mit einem Taschen-Messer durchschneiden. Neugierig schauen die Leute zur Tür hinein. Dann steht Lolo-lasi vor uns. Er trägt nun eine irgendwo auf der Welt bereits abgelegte, aber passende und völlig intakte Stoffhose sowie blaue Plastiksandalen. Die ersten Schuhe seines Lebens. Er wirkt stolz und weiß nicht so recht wie ihm geschah. Peter kauft zu guter Letzt Kuchen – nun ist das Glück perfekt. Lange winkten uns Prais, Menwai und Lolo-lasi hinterher. Werden wir sie je wiedersehen?

Sie mussten nun zu Fuß zurück.

Mungai und ein anderer Samburu-Freund kamen mit uns nach Nairobi. Mungai brachte uns am Abend in Nairobi zum Nachtbus, blieb noch einige Tage bei seinem Freund und kehrte danach nach Hause zurück. Vielleicht sah er ein, dass es besser war, bei der Familie zu bleiben. Aber welches Recht haben wir schon, darüber zu entscheiden, wer wo hingeht und warum. Schließlich ist er erwachsen und muss seine eigenen Erfahrungen machen, seine eigenen Entscheidungen treffen. Wir lernten so viel auf dieser Reise, obwohl uns niemand belehrt hat! Wir sahen wie eng die Menschen in der Familie und unter Freunden miteinander leben. Das erklärt auch, warum sie ständig, nun per Mobile, miteinander in Kontakt stehen. Wenn wir etwas durch die Reise in das Samburu-Land gelernt haben, dann das, dass wir kein Recht haben zu urteilen über Handlungen und Verhaltensweisen, deren Umstände und Gründe, die dem Handeln vorausgingen, uns unbekannt sind. Wir sind Mungais Familie zu großem Dank verpflichtet. Sie teilten mit uns ihr Haus, ihren Tee, das Wasser, das Feuerholz und sie gaben uns das Wertvollste, eine Ziege, die sich nun nicht mehr zu Geld reproduzieren kann.

Als wir wieder zu Hause waren, einige Zeit nach unserer Reise, kaufte ich mir ein paar Schuhe für 100 €. Das entspricht ungefähr 5 Ziegen. Sollte ich je wieder in das Samburu-Land kommen, schenke ich der Familie eine Ziegenherde.

Ich melke mit Lolo-lasi Frühstück.

Nachtrag: Vom Dezember 2014 zum Januar 2015, also zwei Jahre später, kehrten wir in das Samburu-Land zurück. Davon handelt die nächste Geschichte